

(Nachdruck verboten.)

92]

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma,

„Indem da Schuller behaupt'“, sagte Weiß, „daß i an Herrn Held g'nau kennt hab', so is also dös durchaus richtig. Indem i zwanz'g Jahr' lang Kirchapfleger war und oft ei'fehrt hab' im Pfarrhof, und weil i überhaupt a so bin, daß i mir d' Deut' g'nau o'schaug. Also da muas i meine Meinung dahin abgeb'n, daß mir da Herr Held ganz wohl g'fallen hat. Wenigstens nach dem, was er merken hat lassen. Natürl', die Beischlichkeit und der Adel, dös woas mi recht guat, hamn no a b'ondere Sach', de wo sie net aufweisen derfen. Da hat mi der Herr Held aa net einischaug'n lassen. Es werd halt a Geheimnis sei, auf dös sie z'samm'g'schworen san, und dös wo der Bauernmensch net wissen derf. Da Herr Bezirksamtman versteht mi scho.“

„Ich verstehe Sie gar nicht.“

„Net?“

Weiß lächelte, als wollte er sagen: „Zu nur so! Du hast ganz recht, daß du nicht einem jeden deine Karten zeigst.“

„Net? No i hab' bloß g'moants. Es gibt so Büacher, in dena dös alles offenbarig g'macht is, und hie und da derwischt unser oana so a Büachl. Aber was dös betrifft, von Herrn Held, so muas i sag'n, firscht hat er mir net übel g'fallen.“

Der Schuller drehte sich nach ihm um.

„Du sollst sag'n, ob des mögli is, daß er so was geg'n meiner g'schrieb'n hat.“

„Bal ma's a so betracht, so ma's net glaab'n, indem da Herr Held allawei quatsch vo dir g'redt hat und indem er zu mir g'sagt hat, da liabste Kirchapfleger waarst eahm du, bal i amal z'alt wurd. So mögst it moan, daß er über die was g'schrieben hätt'; es müasht g'rad sei, daß eahm dös befohlen g'wesen waar. Von ob'n, verstehst.“

„Hören Sie doch einmal auf mit solchem Zeug! Wer soll denn so etwas befehlen?“

Otteneder wurde ungeduldig. Die schlichte Rede des Schullerbauern hatte ihn nachdenklich gestimmt. Er konnte sich dem Eindruck nicht entziehen, daß Wahrheit in diesen Worten lag. Aber der Eindruck verflog, als Florian Weiß zu sprechen anhub.

Da stand der richtige Vertreter dieser hinterlistigen Masse vor ihm, welche überall versteckten Widerstand leistete. Er verstand nicht alles, was er mit seinen Anspielungen sagen wollte. Vermutlich einiges von den dummdreisten Behauptungen, mit denen jetzt gegen die Obrigkeit gehetzt wurde.

Nein, der Kerl verdarb alles! Franz Otteneder war nicht böseartig. Es lag ihm ferne, einem Menschen mit Ueberlegung Unrecht zuzufügen. Er hätte den Gedanken mit Ent-rüstung zurückgewiesen, und wo sein Verstand nicht durch Vorurteile beeinflusst war, konnte er das Recht wohl finden.

In seiner beruflichen Stellung nicht. Hier hörte nicht seine anständige Gesinnung auf, aber der Klare Blick. Er prüfte seine Handlungen auf ihre Nützlichkeit hin; eine Nützlichkeit, die er sich selbst zurechtgelegt hatte mit farblosen Begriffen vom Leben und der herkömmlichen Anschauung von öffentlicher Wohlfahrt, Staatszweck, Untertanenpflicht.

Da war nun dieser Fall Andreas Vöft contra Pfarrer Bausstätter, also contra Kirche, Obrigkeit, Staat. Von vorn-herin der einzelne im Kampfe gegen notwendige und nützliche Institutionen. Es hätten zwingende Gründe sein müssen, die Otteneder hätten veranlassen können, bei einem solchen Zwiespalte die Sache des einzelnen mit Wohlwollen anzusehen. Ohne Wohlwollen aber ist Verständnis nicht möglich. Von diesem führte ihn sein Mißtrauen weit ab. Er sah nicht das Unrecht und nicht die Tragweite seines Vorgehens. Er suchte bei einem Bauern weder Ehrliche noch Bartgefühl.

Wie so viele Menschen, die in den engen Gassen der Städte aufgewachsen sind und einen gewissen Bildungsstolz als Erbteil mitbekommen haben, war er geneigt, die bäuerliche Art für roh und jeder Empfindung bar zu halten. Eine

Bildung, welche ihre Vollendung darin sucht, natürliche Gefühle zu verbergen, fühlt sich recht erhaben über das formen-fremde Wesen der Bauern. Sie kommt auf seltsamen Umwegen dazu, einem ganzen Stände tiefere Empfindung ab-zusprechen, weil er inhaltlose Formeln nicht kennt.

Und weil er in solchen Anschauungen befangen war, schlug Otteneder sein Vorgehen gegen den Schuller gering an.

Er hätte sich vielleicht schwer entschlossen, in anderen Verhältnissen das gleiche zu tun, den Angehörigen eines anderen Standes so bloßzustellen. Hier erschien es ihm nicht als große Härte, weil er überzeugt war, daß der Erlbacher Bürgermeister nur Zorn über die getäuschte Hoffnung empfinden werde. Das wog nicht schwer gegen die Bedenken, welche ihm eine Stellungnahme gegen den Pfarrer erregen mußte. Und seine Erziehung zwang ihn geradezu, den Angaben einer Autorität ohne Prüfung Glauben zu schenken, wenn ihnen nichts anderes gegenüberstand als die Behauptung des Beschuldigten. Einen Augenblick verließ ihn keine Sicherheit. Er gewann sie wieder, als Florian Weiß seine Rede anhub. Und nun beging er einen Fehler, in den alle verfallen, welche sich nicht gerne ihr Unrecht eingestehen. Er verpönte sich darauf und wollte es damit vor seinem eigenen Gewissen als Recht erscheinen lassen.

„Wer kann so etwas befehlen?“ fuhr er den Alten unwirsch an. „Das sind Verdächtigungen, die Ihr jetzt aus dummen Zeitungsartikeln herauslest.“

Er wandte sich an den Schuller. „Haben Sie Ihrer Landsmann deswegen mitgenommen, daß er solches Zeug daher redet?“

„Na. I hab' g'moant, er funnt mir an Zeug'n macha.“

Weiß schwieg. Der Bezirksamtman hatte ihn schon verstanden; jawohl, sonst war' er nicht zornig geworden. Der Schuller freilich wußte nichts davon; der glaubte immer noch, er könne mit seinem Streiten was ausrichten. Er sah nicht, daß er verspielt war, noch vor er anfang.

Jetzt redete er schon wieder.

„I sag's no amal, Herr Bezirksamtman, i glaab net an dös Schreiben.“

Otteneder richtete sich auf.

„Eigentlich, Vöft, ist Ihr Zweifel eine Anklage. Und zwar eine sehr schwere. Nehmen Sie sich in acht mit Behauptungen, die Sie nicht beweisen können.“

„I hab' in dera Sach' koa Wort g'sagt, für dös i nel ei'steh'. In acht nehma mäassen si de Deut', de g'logen hamn.“

„Beschuldigen Sie jemand?“

„Dös muas sie erst aufweisen. I hab' an Herrn Pfarrer Bausstätter auf da Stell' ersucht, daß er mir den Zettl' zoagt. Er hat's net to, aber an Hierangl hat er'n lesen lassen. Zu mir hat er g'sagt, i wer's am Bezirksamt derfrag'n. Und jetzt frag' i Eahna, ob i den Zettel seh'n derf.“

„Warum nicht?“

Otteneder blätterte in dem Akte.

„Drei, vier, Folium fünf. Abschrift der von Pfarrer Bausstätter übergebenen Urkunde. Ja, richtig! Das Original liegt nicht hier, es ist dem Herrn Pfarrer wieder zurückgestellt worden.“

„Was is z'ruckgeben wor'n?“

„Das Original, der Zettel, welchen Herr Held geschrieben hat.“

„Den hamn Sie net? Den hat insrer Pfarrer?“

„Ja.“

„Jetzt woas i net, was i da denken soll.“

„Die Abschrift ist beglaubigt, Vöft.“

„Der Pfarrer sagt, Sie zoag'n an mir, und Sie sag'n, der Pfarrer hat'n. Dös kimmt mir ja schier so vor, als wann i zum Narr'n g'halten wurd'.“

„Siehg'st as, Schuller? Was hab' i g'sagt?“ schrie Weiß.

Der Schuller hatte sich zur Ruhe gezwungen; jetzt hielt er sich nicht mehr.

„Dös is ia an aufg'legter Schwindel!“

„Das sagen Sie nicht noch einmal!“

„Damal net, hundertmal! Herrgottsakrament, bin i a Lausbua, den a jeder zum Hanswursth'n macht? Der Pfaff“

lacht mir ins Gesicht! Geh nei ins Bezirksamt, werst scho seh'n, ob's dir was hilft! Der größt Lump werd net verdammt, vor ma'r eahm net an Beweis unter d' Aug'n halt. I scho; mit mir geht ma'r um' wia ma mag."

"Böst, jehst ist die Sache für mich erledigt. Sie können Beschwerde einlegen, ich für meine Person verhandle nicht mehr darüber."

"Is's erledigt, de Sach'? Lang hamm's net dazu braucht."

"Das überlassen Sie mir!"

"Freili, mi geht's ja niz o! I muaz mi kuschen und 's Maul halt'n. De Leut', de wo mi oan Tag für den andern'n seh'n, hamm mi zum Bürgermoasta g'macht. Sie wissen gar niz von mir und schmeißen mi weg wia 'r an Saderlump, Sie verbiat'n de Leut', daß an Achtung vor mir hamm. Und i muaz dös Cahna überlassen."

"Ich wiederhole, daß Sie sich beschweren können."

"Ja, i hab's Recht, daß i mi beschwer'. Und da sag'n d' Leut', daß's koa Recht nimma gibt! Ich hab' mi bei Cahna über'n Pfarrer beschweren dersen, und i dersh mi über Cahna beschwer'n bei oan, der no höher is. Dersell werd nacha aa dös blaue Gest da auf'm Tisch hamm und werd drin umananda blatt'ln und werd d' Ähsel zuden und werd mi aufschmeißen. Is aa ganz recht! Was is denn unseroana? Niz!"

"Ich glaube, daß Sie sich nicht beklagen können; ich habe Sie lange genug angehört."

"Was hamm Sie ang'hört vo mir? Bin i g'fragt wor'n, wia da Pfaff' da herin g'standen is und hat oa Lug auf de ander daherbracht? San meine Leut' g'fragt wor'n? Meine Nachbarn? G'rad oa Mensch, der mi kennt? Mei Vater is tot, da Herr Held is tot, da war's lüag'n net schwaar, und Sie hamm's eahm no leichter g'macht. Er dersh sei Bosheit auslääh'n, so viel 's 'n freut. Schaug, wo'st dei Recht find'st, wenn's koans gibt!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

19]

Unwillkürlich zogen durch seinen Kopf Gedanken an Coopers Pfadfinder und an die Abreken. Da er aber das geheimnisvolle Wesen des Alten sah, konnte er sich nicht entschließen, ihn zu fragen, und war im Zweifel, ob eine Gefahr oder die Jagd die Ursache dieser Feierlichkeit wäre.

Nein, das ist meine Spur, sagte der Alte schlicht und zeigte unter dem Grafe die laum merkbare Spur eines Wildes.

Der Alte ging weiter. Olenin hielt gleichen Schritt mit ihm. Zwanzig Schritt waren sie gegangen. Der Weg führte bergab und sie kamen in den dichten Wald an einen Birnbaum, unter dessen klauenförmigen Blättern der Boden dunkel und frischer Tiermist zu sehen war. Der Platz war mit Wein umringt und gleich einer gedeckten, lauschigen, dunklen, kühlen Laube. Morgens ist er dagewesen, sagte feuzend der Alte. Man sieht's. Das Lager ist noch schweißig und frisch.

Plötzlich ließ sich in einer Entfernung von etwa zehn Schritten ein starkes Krachen im Walde vernehmen. Beide fuhren zusammen, aber es war nichts zu sehen. Man hörte nur, wie die Zweige brachen. Einen Augenblick hörte man auch den gleichmäßigen, schnellen Galopp, das Krachen ging in ein Tosen über, das immer breiter und breiter, immer weiter und weiter durch den stillen Wald verhallte. Olenin war, als wäre etwas in seinem Herzen gerissen. Er spähte sorgfältig in das grüne Didicht. Endlich blickte er den Alten an. Onkel Jeroschka hatte die Flinte an die Brust gedrückt und stand unbeweglich da. Seine Mütze war in den Naden geschoben, seine Augen glühten mit außergewöhnlichem Glanze, und der offene Mund, aus dem drohend die gelben Zahntumpfe hervorstanden, schien in dieser Lage erstarrt.

Der Hirsch, sagte er, warf die Flinte in rasender Wut zu Boden und zaufte seinen grauen Bart. — Hier hat er gestanden. Wären wir nur vom Weg aus herangekommen . . . ich Narr, ich Narr! Und wieder fahte er ärgerlich nach seinem Bart. — Ich Narr! ich Esell! wiederholte er und zaufte seinen Bart, daß es ihm wehe tat. Ueber dem Wald im Nebel schien etwas vorübergeflogen zu sein; immer weiter und weiter, immer breiter und breiter hallten die Schritte des aufgeschreckten Hirschens wieder.

Es dämmerte schon, als Olenin müde, hungrig und voll Kraftgefühl mit dem Alten nach Hause kam. Das Essen stand bereit. Er aß und trank mit dem Alten, so daß ihm warm und fröhlich zu Mute wurde. Dann ging er hinaus auf die Treppe. Wieder erhoben sich vor seinen Augen im Osten die Berge. Wieder erzählte der Alte seine endlosen Geschichten von der Jagd, von den Abreken, vom Schächchen, von seinem sorglosen Abenteuerleben. Wieder ging die schöne Mariana im Hofe ein und aus. Unter ihrem Hemde zeichnete sich in schönen Linien ihre kräftige, jungfräuliche Gestalt.

20.

Am anderen Tage ging Olenin allein ohne den Alten an die Stelle, wo er mit ihm den Hirsch aufgeschreckt hatte. Statt den Umweg durchs Dorf zu nehmen, kletterte er, wie es im Dorfe alle taten, über die Dornenhecke, und er hatte noch nicht Zeit gehabt, die Dornen, die an seinem Escherfessensrod hängen geblieben waren, abzuschütteln, als sein Hund, der vorausgerannt war, schon zwei Fasanen gestellt hatte. Er war kaum in das Buschwerk eingetreten, und schon flogen mit jedem Schritt Fasanen auf. (Der Alte hatte ihm gestern diese Stelle nicht gezeigt, um sie für die Jagd mit dem Lohbein aufzusparen.) Olenin erlegte mit zwölf Schuß fünf Fasanen, und weil er ihnen durch das Didicht nachstroch, ward er so müde, daß ihm der Schweiß in Strömen herabließ. Er rief seinen Hund, setzte den Hahn in Ruhe, legte Kugeln auf das Schrot und ging, leise mit den Armen seines Escherfessensrods die Wäiden abwehrend, auf den Platz von gestern. Aber er konnte den Hund, der auf dem Wege selbst auf Spuren geraten war, nicht zurückhalten, und er erlegte noch ein paar Fasanen, so daß er durch diese Verzögerung erst gegen Mittag die Stelle von gestern wieder fand.

Der Tag war völlig klar, still, heiß. Die Morgenfrische hatte selbst dem Walde die Feuchtigkeit genommen, und Myriaden von Mücken bedeckten förmlich Gesicht, Hand und Rücken des Jägers. Der schwarze Hund war grau geworden; sein ganzer Rücken war mit Mücken bedeckt. Der Escherfessensrod, durch den ihre Stachel hindurchgingen, war ebenfalls grau. Olenin wollte schon fliehen vor den Mücken. Er glaubte, im Sommer sei es unmöglich, im Kosakendorf zu leben. Er wollte schon nach Hause gehen, aber er erwog, daß ja doch auch hier Menschen leben, und entschloß sich, auszuhalten und sich den Tieren preiszugeben. Und sonderbar, um die Mittagstunde wurde ihm diese Empfindung angenehm. Er glaubte sogar, wenn diese ihn von allen Seiten umgebende Mückenatmosphäre, dieser Mückenteig, der auf dem schweißigen Gesicht kleben blieb, sobald man mit der Hand darüber fuhr, und dieses unruhige Juden am ganzen Körper fehlte, so mühte der Wald dieses Landes seinen Charakter und seinen Zauber verlieren. Diese Myriaden von Insekten gehörten so zu dem wilden, überströmend reichen Wachstum, zu dieser Unmasse von Wild und Vögeln, die den Wald bewohnten, zu diesem dunklen Grün, zu dieser duftigen warmen Luft, zu diesen schmutzigen Wasserbächen, die an hundert Stellen aus dem Terel flossen und unter dem herabhängenden Laube hervorströmten, daß ihm gerade das, was ihm zuerst schrecklich und unerträglich erschienen war, Freude bereitete. Nachdem er die Stelle, wo sie gestern dem Wild begegnet waren, umgangen und nichts gefunden hatte, wollte er ausruhen. Die Sonne stand gerade über dem Walde und brannte ihm unaufhörlich auf Kopf und Rücken, wenn er auf die Wiese und den Weg hinausstrat. Siebe schwere Fasanen, die am Gurt herabhängten, beschwerten ihm das Kreuz. Er suchte nach den gestrigen Spuren des Hirschens, arbeitete sich bis zu dem Busche im Didicht durch zu derselben Stelle, wo gestern der Hirsch gelegen hatte, und ließ sich auf seinem Lager nieder. Er betrachtete ringsumher das dunkle Grün, er betrachtete die schweißige Stelle, den gestrigen Mist, die Knieespuren des Hirschens, die Scholle feuchter Erde, die der Hirsch ausgerissen hatte, und seine eigenen gestrigen Fußspuren. Es war ihm kühl und wohl zumute. Er dachte an nichts, er begehrte nichts, und plötzlich kam ein so sonderbares Gefühl grundlosen Glückes und grundloser Liebe über ihn, daß er aus bloßer Gewohnheit von der Kindheit her das Kreuz schlug und ein Dankgebet verrichtete. Plötzlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: Ich, Dmitrij Olenin, ein vor allen anderen ausgezeichnetes Wesen, liege jetzt allein, Gott weiß wo, an derselben Stelle, wo ein Hirsch gelebt hat — ein alter, schöner Hirsch, der vielleicht nie einen Menschen gesehen und solche Gedanken gehegt hat. Und ich sitze da, und um mich her stehen junge und alte Bäume, und einer von ihnen ist von wildem Wein umrankt. Um mich her drängen sich die Fasanen, einer den anderen verschlingend, und fühlen vielleicht die getöteten Brüder. Er befühlte seine Fasanen, betrachtete sie und rieb die vom warmen Blut besiedelten Hände am Escherfessensrod ab. Sie fühlen sie vielleicht, die Waldbögel, und flattern traurig nach der anderen Seite. Um mich her schwirren Mücken zwischen den Blättern, die ihnen wie große Insekten vorkommen, durch die Luft und summen; ein-, zwei-, drei-, vierhundert, tausend, eine Million Mücken, und sie alle summen um mich herum aus einem bestimmten Grunde, und jede von ihnen unterscheidet sich von allen anderen und ist ein ebensolcher Dmitrij Olenin, wie ich selbst. Es stand ihm klar vor Augen was die Mücken denken und summen. Hierher, hierher, Kameraden, hier ist jemand, den man fressen kann, summen sie und sehen sich auf seinen Körper, und es ward ihm klar, daß er keineswegs ein russischer Edelmann, ein Mitglied der Moskauer Gesellschaft, ein Freund oder Verwandter dieses oder jenes war, sondern einfach eine Mücke, ein Fasan oder ein Hirsch, wie die, die jetzt rings um ihn her leben. Ganz wie sie, wie Onkel Jeroschka werde ich leben, werde ich sterben. Er hat recht: nur Gras wird drauf wachsen.

Was tut's auch, daß Gras drauf wächst? dachte er weiter, leben heißt es, glücklich sein, denn ich begehre nur eines — Glück, gleichviel, was ich bin: ein Tier, wie alle anderen, über welches Gras wächst und weiter nichts, oder ein Gefäß, in welches ein Teil der einzigen Gottheit gelegt ist — leben heißt es, so gut man kann; aber wie muß man leben, um glücklich zu sein, und warum

War ich bisher nicht glücklich? Und er gedachte seines früheren Lebens und ward von Abscheu gegen sich selbst erfüllt. Er kam sich selbst als ein begehrlicher Egoist vor, während er im Grunde doch nichts für sich brauchte. Und ohne Unterlaß schaute er um sich her auf das lachende Grün, auf die sinkende Sonne und das helle Himmelsgewölbe, und er fühlte sich wieder ganz so glücklich wie vorher. Warum bin ich glücklich, und wozu habe ich bisher gelebt, dachte er, wie begehrlich war ich für mich, was suchte ich immer wieder und tat mir nichts als Schmach und Gram! Und doch brauchte ich nichts zu meinem Glücke. Und es war, als täte sich um ihn her eine neue Welt auf. Das ist das Glück, sagte er zu sich selbst, das Glück besteht darin, für andere zu leben. Und das ist klar. In den Menschen ward das Bedürfnis nach Glück gelegt: darum ist es berechtigt. Befriedigt man es iähsüchtig, strebt man für sich nach Reichthümern, Ruhm, Lebensgenuß, Liebe, so kann es sich wohl fügen, daß die Umstände sich so gestalten, daß es unmöglich wird, diese Wünsche zu befriedigen. Folglich sind diese Wünsche unberechtigt, aber das Bedürfnis nach Glück ist nicht unberechtigt. Welche Wünsche aber können immer erfüllt werden, ohne Rücksicht auf die äußeren Umstände? welche? — die Liebe, die Selbstverleugnung! Die Entdeckung dieser, wie er glaubte, neuen Wahrheit bereitete ihm eine solche Freude und Erregung, daß er aufsprang und ungeduldig nachzufinnen begann, für wen er sich auf der Stelle opfern, wem er Gutes tun, wen er lieben könnte. Man braucht ja nichts für sich — so spann er seine Gedanken fort —, warum sollte man nicht für die anderen leben? Er griff nach der Plinte und trat aus dem Didiht, um so schnell als möglich nach Hause zurückzukommen, all das zu überdenken und eine Gelegenheit zu suchen, Gutes zu tun. Als er auf die Wiese hinaustrat, sah er sich um: die Sonne war schon hinter den Wipfeln der Bäume verborgen; es wurde kühler. Der Ort schien ihm ganz fremd und unähnlich dem, welcher in der Umgegend des Dorfes lag, alles war plötzlich verändert — das Wetter, auch der Charakter des Waldes. Der Himmel hatte sich mit dichtem Gewölk überzogen, der Wind brauste durch die Wipfel der Bäume, rings umher sah man nichts als Schilf und wilden verwahrlosten Urwald. Er rief seinem Hunde zu, der sich auf der Spur eines Wildes von ihm entfernt hatte, und seine Stimme hallte öde zurück. Da wurde ihm plötzlich unheimlich zumute. Angst überfiel ihn. Die Abreien fielen ihm ein, die Mordthaten, von denen man ihm erzählt hatte, und aus jedem Strauch, fürchtete er, könnte jeden Augenblick ein Tschetschenze hervorspringen, gegen den er sein Leben zu verteidigen hätte und . . . er mußte sterben oder sich feig ergeben. Auch an Gott dachte er und an sein künftiges Leben so ernst, wie er lange nicht daran gedacht hatte. Rings um ihn aber lag immer noch die düstere, ernste, wilde Natur. Und verlorst es denn, für sich zu leben — dachte er —, wie schnell stirbt man dahin und stirbt, ohne etwas Gutes getan zu haben, ohne daß jemand es bemerkt! Er ging in der Richtung weiter, wo er das Dorf vermutete. An die Jagd dachte er nicht mehr; er fühlte eine tödliche Mattigkeit und betrachtete mit besonderer Aufmerksamkeit, fast mit Entsetzen, jeden Strauch, jeden Baum, als erwartete er jeden Augenblick, Abrechnung mit dem Leben zu halten. Nachdem er lange umhergeirrt, kam er an einen Graben, in dem sandiges, kühles Wasser aus dem Terel floß, und um nicht noch mehr vom Wege abzuirren, entschloß er sich, dem Wasser nachzugehen. Er ging, ohne zu wissen, wohin ihn der Graben führen werde. Plötzlich knisterte es hinter ihm im Schilf. Er fuhr zusammen und griff nach der Plinte. Er schämte sich vor sich selbst. Ein abgebehter Hund hatte sich leuchtend in das kühle Wasser des Grabens gestürzt und trank gierig.

Nun trank auch er. Dann ging er in der Richtung, welche der Hund ihm wies, weiter, in der Hoffnung, er würde den Weg ins Dorf finden. Aber trotz der Gesellschaft seines Hundes erschien ihm alles ringsumher immer noch düsterer. Der Wald wurde dunkler, der Wind brauste stärker und stärker durch die alten morschen Bäume. Große Vögel flatterten pfeifend um ihre Nester auf diesen Bäumen. Das Wachstum wurde immer ärmer, immer häufiger wurde das klüsternde Schilf und die nacten, sandigen, von Wildspuren zertretenen Wiesenflächen. Zu dem Heulen des Windes gesellte sich noch ein anderes trübes, einförmiges Heulen. In seiner Seele wurde es immer düsterer. Er befühlte seine Fasanen auf dem Rücken. Es fehlte ihm einer. Er war losgerissen und heruntergefallen, und nur sein blutiges Hälschen und Köpfschen hingen fest am Gürtel. Es war ihm so schaurig zumute, wie nie vorher. Er fing an zu beten und fürchtete nur das Eine, er könnte sterben, ohne etwas Gutes, Schönes getan zu haben. Und er sehnte sich doch so danach, zu leben, zu leben, um Taten der Selbstverleugnung zu vollbringen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Deutsche Familiennamen.

Der du von Göttern bist, von Göttern oder vom Rote, Goethe, sei mir gegrüßt — dies Herdersche Wort weist mit erschütterndem Humor und hinlänglichster Deutlichkeit darauf hin, daß wir Menschen zum großen Teil Zeit unseres Lebens ein Rätsel mit uns herumtragen, ohne daran zu denken oder uns viel darum zu kümmern.

Bei der Beilegung des Vornamens wird heutzutage dem Kinde schon vielfach ein Name gegeben, dessen Bedeutung den Eltern unbekannt ist, und bei dessen Wahl entweder Familienüberlieferung, Wohlklang, Anpassung an herrschenden Geschmack, Loyalität usw. usw. entscheiden. Dieser Vorname oder Personenname ist einst die alleinige Bezeichnung des Menschen gewesen und in den Personennamen spricht sich das Wesen des Volkes in charakteristischer Weise aus. Dem dialektisch hochbegabten griechischen Volke ist eine Fülle schwingvoller Namen eigen, wie Kleophanes (zühmstrahlend), Thraufabatos (kühn im Rat), Timotheos (Ehregott), Nilophanes (siegrangend), denen die Römer nur so profaische Namen, wie Forcius, der Schweinezüchter, Agricola, der Landmann, Niger, der Schwarze, Claudius, der Laibne, Quintus, der Fünfte, entgegenzustellen haben, während die Namen der alten Deutschen von Waffeln, Krieg, Kampf und Sieg vor allem erzählen. Da finden wir die mit Hild (Kampf) zusammengesetzten Namen, von denen wir nur die noch gebräuchlichen Hildebrand, Hildeburg, Hildegund nennen wollen; ferner Elshart (Schwertstark), Vertrand (leuchtender Schild), Theudobald (sehr kühn).

Mit diesem einen Namen kamen die Menschen der früheren Jahrhunderte bei den einfacheren Verhältnissen aus. Freilich haben die Römer schon den Bürger auch äußerlich, durch Namengebung, in den Familienkreis, ja in den Ring des Geschlechtes hineingestellt, so daß er drei Namen trägt, wie Marcus und Quintus Julius Cicero, die dem Geschlechte der Tullier und der Familie der Cicero entstammten. Mit Hilfe von ehrenden Beinamen konnte es ein bedeutender Römer auf ein recht stattliches Namensschild bringen. In Deutschland aber erhielt sich bis an das Ende des 11. Jahrhunderts die Sitte des einen Namens, bis die Verhältnisse, die durch sie hervorgerufen wurden, zur Zufügung unterschiedener Bezeichnungen und damit zur Schaffung von Familiennamen zwangen. Hatten doch im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe der zweigliedrigen Namen in gewöhnlichen Gebrauch eine gleiche Form angenommen, wie z. B. für Godberaht, Godomar, Godofrid, gleichmäßig Godo, für Waldhard, Waldrum, Waldwin, gleichmäßig Waldo gesetzt wurde, ein Vorgang, der sich auch heute bei den Vornamen wiederholt; kam doch auch in den größeren Ortschaften derselbe Name bei verschiedenen Personen vor. Wenn wir z. B. in einer Urkunde von 1095 aus dem Bistum Basel zwei Unterzeichner Burchardus, zwei Cuono finden, welchen Wert hat dann der Name zur Feststellung der Persönlichkeit?

Die Einführung der Familiennamen ist nun, wie wir dem Werke von Albert Heinke über die deutschen Familiennamen entnehmen, durchaus nicht überall in dem deutschen Sprachgebiet zu gleicher Zeit vor sich gegangen. Natürlich sind hierbei vor allem die Verkehrsverhältnisse, die Entwicklung des Handels und Gewerbes und des gewerbetreibenden Bürgerstandes maßgebend gewesen, sodaß es selbstverständlich ist, daß der Brauch, Familiennamen anzunehmen, in den Städten angefangen hat und von dort erst, und zwar vielfach recht langsam sich auf das platte Land verbreitet hat. Zuerst begegnen uns die Familiennamen in Süddeutschland und am Rhein, in Köln im Jahre 1106, in Zürich 1145, in Basel 1168; dann dringen sie nach Mitteldeutschland und im Verlaufe des 13. Jahrhunderts nach Norddeutschland; die ersten tauchen in Hamburg erst nach 1250, in Pommern sogar erst nach 1300 auf. Der alte eingeseßene Adel bekannte sich am frühesten zu der neuen Sitte, und, indem er zu dem Geschlechtsnamen den Namen der Burg, des Schlosses und dergleichen hinzufügte, nahm er eine Bezeichnung an, die an den römischen Brauch erinnert; wir nennen von noch jetzt bestehenden Geschlechtern z. B. die Stolberg-Stolberg und Stolberg-Bernigerode, die Hohenlohe-Ingelfingen. Dem hohen Adel folgte der niedere, dann die Ministerialen und ritterbürtigen Dienstmänner der Bischöfe, weiter die Parvizier und zuletzt die Handwerker in den Städten. Sie ergänzen sich ständig aus dem Landvolke, und da bei diesem die Namengebung langsamer erfolgt, besonders von dem Maße der Freiheit abhängt, so finden sich in den Rünften auch noch im 14. Jahrhundert Mitglieder ohne Familiennamen. Am spätesten hat sich die Namengebung an den Küsten der Nordsee durchgesetzt. Gibt doch Hermann Almers in seinem „Marichenbuch“ an, daß noch bis ins 18. Jahrhundert hinein Familiennamen bei den Friesen selten gewesen seien. Man begnügte sich mit der alten Sitte, dem eigenen Personennamen den Personennamen des Vaters beizufügen. Hierin kam man ja den ersten Anfang einer Einführung von Familiennamen sehen. Da aber der Kreis der Personennamen sehr gering war, und sie sich in den Familien immer wiederholten, mußte es natürlich zu den größten Verwirrungen kommen. Der Bauer Clas, Sohn eines Peter, also Clas Peterßen, nennt seinen Sohn nach dem Großvater wieder Peter, sodaß dieser ein Peter Classen wird, und nun seinen Sohn wieder Clas nennt, so daß wir in dieser Familie immer umschichtig Peter Classen und Clas Peterßen finden. Man kann nicht gerade behaupten, daß da das Durchfinden besonders leicht ist.

Wie schon bemerkt worden ist, sind unter den Elementen, aus denen sich die deutschen Familien- und Geschlechtsnamen gebildet haben, als die erste der drei Schichten die alteinheimischen, ursprünglich heimischen Personennamen zu nennen. Finden wir in der Heldenage zur genauen Bezeichnung Hildebrand, Heribrants Sohn, Siegfried, Siegmunds Sohn, finden wir in den lateinisch abgefaßten Bürgerrollen einen Martinus filius Arnoldi oder, mit Weglassung von filius (Sohn) Martinus Arnoldi, so

wurde es üblich, diese Genetive als Familiennamen festzusetzen, sodas nicht nur, wie ja selbstverständlich, alle Söhne des Vaters denselben genetivischen Familiennamen erhielten, sondern dieser Genetiv auch auf die nächsten Geschlechter forterbte; der Sohn Herbert eines Martins Arnoldi wurde nun nicht etwa zu einem Herbert Martini, nach der Art der Clas und Peter, sondern ein Herbert Arnoldi.

Nach dieser Entstehung der Familiennamen müßten wir lauter genetivische Bildungen erwarten, und ihre Zahl sowohl mit dem Lateinischen i wie mit Deutschen o des Genetivs ist ja noch heutzutage genug, ohne das natürlich den meisten Trägern solcher Namen die Bildungsart bekannt ist. Wir nennen neben den schon erwähnten Arnoldi und Martini z. B. Regidi oder Regidy und Egidy, Andraee, Wilhelmi, Fabri, Borchers, Helmholz-Helmolts. Die Festwerdung, oder philologisch ausgedrückt, Hypostasierung des Genetivs mußte aber doch zurücktreten hinter der Anwendung des Nominativs der Personennamen als Familiennamen. Der Sohn Ugo eines Folcalbus erscheint schon im Jahre 1030 als Ugo Folcalbus, und ein Bürger Henricus Razonis, vielleicht der Abkomme eines Dienstmannes Razo der Abtei zu St. Pantaleon, der uns in Köln im Jahre 1185 begegnet, hat sich nach zehn Jahren schon in einen Henricus Razo gewandelt, und 1272 finden wir einen Bürgermeister Theodoricus vicus Razo. Eine große Anzahl der altdeutschen vollen Personennamen, die alle aus zwei Bestandteilen gebildet waren, sind auf diesem Wege zu Familiennamen geworden; teils ist dieser Vorgang ohne oder mit ganz geringer Veränderung geschehen, teils ist die Umwandlung und die Verkümmelung des Namens so groß, das man seine ursprüngliche Form nicht mehr erkennt und aus demselben Namen mehrere Formen hervorgegangen sind, deren Verwandtschaft dem Laien verborgen bleibt, wie wenn der altdeutsche Richard zu Richard, Richert, Riebert, Riepert, Reichardt, Reichard, Reichert, Riebert, Ritschard und Ritsert; Luitbald gar zu Liebaltd, Liebold, Liebhold, Liebelt, Liebel, Liepelt, Lippelt, Lippel, Leopold, Lepold, Lepele, Leppelt, Luppold, Lubold, Laubhold, Leupold, Leybold, Leibel, Leibhold, Leipold, Leipel, wird. Dazu gesellen sich in dieser ersten Schicht Familiennamen zu den altdeutschen Vollnamen auch noch die Kürzungen, die den zweiten Bestandteil fortlassen, und die Verkleinerungen oder Koseformen. Wir wollen hier nur auf die Verkleinerungsendunglein, schwäbisch und schweizerisch lin hinweisen, Namen wie Würlin, Rümelin nennen und auch unferriets nicht veräumen, darin zu erinnern, das, wie in Deutschland, der Stamm, nicht die Endung betont wird, bei uns im Norden jeder Menich, z. B. Stönglein, Zweiglein sagt, so der Schwabe und Schweizer ein Necht auf Stönglin hat.

Nach dieser Abschweifung kommen wir zu der zweiten Schicht der Elemente, aus denen die Familiennamen gebildet worden sind, zu den fremden Personennamen aus christlicher Zeit. Mit dem Siege des Christentums mußten ja auch in Deutschland kirchliche Personennamen zu Vornamen werden, und bei der Einführung der Familiennamen wurden natürlich auch diese fremdländischen Namen verwendet. In der vollen Form aber, wie sie die Kirchsprache hat, konnten sich nur die kurzen Namen wie Thomas, Lucas erhalten; die längeren, vier- und fünf-silbigen mußten eine Kürzung erfahren und bei dem Schicksal, das hierbei ihrer harrte, ist das Betonungsgefeß von maßgebender Bedeutung gewesen. So ist aus Benedictus Vendig, aus Erasmus Rsmus, aus Dionysius Nis geworden; bei anderen Namen finden sich, durch verschiedene Akzentregeln beeinflusst, sogar mehrere Deutschformungen vor, denen teils die Endung des Namens, teils der Anlaut zum Opfer fällt, wie wenn aus Ambrosius Ambros oder Ambroich und Prose, aus Andreas Anders bezw. Enders und Drees, aus Dreves, aus Nicolaus Nidel und Klaus oder Klaas wird; ja aus dem ungefügen Bartholomäus sind Barthel (Bartel) und Melwes (Melis, Newis) geworden.

Diesen beiden Elementen der Familiennamen ist nun eine dritte gleich große jüngste Schicht mit einer nicht geringen Zahl von Unterabteilungen anzufügen; sie enthielt ursprünglich unterscheidende Zusätze zu den Personennamen der beiden anderen Schichten. Wo eine solche Unterscheidung nötig wurde, da lag es doch gewiß nahe, dem Personennamen die Bezeichnung des Standes oder Gewerbes zuzufügen, Zusätze, die wir schon vor der Zeit finden, als an die Sitte von Familiennamen noch nicht gedacht wurde, wie sie auch heute noch neben den ganz andersartigen Familiennamen im engeren Verkehre sich finden, so wenn in einer Sippe, die doch heutzutage den gleichen Familiennamen trägt, die eine Familie, nach dem Verufe des Vaters, Brauer, die andere Maurer usw. von den Verwandten genannt wird und der Familienname zurücktritt. An das Kriegshandwerk erinnern der Armbrester, der Weilsticker oder Pfeilsticker, an die Jagd und das Waidwerk der Weidmann, der (jüngere) Jäger, der Faltner (Feltner), der Förster und der Aischenbrenner. Bei den gewerblichen Familiennamen tritt auch die Verschiedenheit der Mundarten zutage; so haben wir in Norddeutschland den Weder (Wäder), während in Ostdeutschland der Wed zu Hause ist, und wir in Basel gar dem Pfister begegnen, der vom lateinischen pristor herkommt. Was in der einen Gegend des Vaterlandes als Topf bekannt ist, führt in der anderen den Namen Hasen, und so sind dann die Verfertiger dieses Gefäßes hier Töpfer, dort

Hasner, und so belamen Inhaber dieses Gewerbes auch die heiben Familiennamen. Dazu kommt nun, das die Bezeichnung des Gewerbes in verschiedenen Teilen Deutschlands nach verschiedenen, dabei vorkommenden Tätigkeiten gegeben wurde. Die Leute, die mit dem lebenden und toten Vieh und seinem Fleisch zu tun haben, wurden danach Fleischer und Fleischbauer, Fleischhader, dann Schlächter und Metzger, drittens Weinbauer und Knochenbauer, viertens Sulzer genannt, abgesehen von mehreren weniger bekannten Bezeichnungen, und alle diese Gewerbenamen sind Familiennamen geworden. Nach den verschiedenen Namen für hölzerne Gefäße: Kufe, Bottich, Bütte heißen die Hersteller dieser Gefäße, also Angehörige eines Gewerbes, Küfer, Büttner, Böttcher; wir erinnern weiter an Tischler und Schreiner. Es braucht kaum erwähnt zu werden, das die aus Standes- oder Gewerbebezeichnungen hervorgegangenen Namen außerordentlich häufig sind; wer denkt nicht an die Schulze und Müller, derer sich der „Kladderadatsch“ liebevoll angenommen hat und die den übrigen an Zahl vorausgehen; ihnen folgen Meier, Schmidt, Schneider, Lehmann, Bauer, Richter und Hoffmann. Die Häufigkeit dieser Namen bringt eine gewisse Einseitigkeit hervor, die auch dadurch kaum gemindert wird, das neben den Schulze der Schulze, Schulz und Schulz, ja der Schultes, Schulthes und Schultheiß tritt, das sich zu Meier Meyer, Rayer, Rager, Rager und ähnliches gestellt. Der schon früh auftretende Schmidt freilich hat es zu einer Reihe Abteilungen und Verkleinerungsformen gebracht, sodas wir neben Schmieb, Schmid, Schmitt auch Schmiebel, Schmitzlein und Schmitzlin und Schmiedede finden. Ein wenig Abwechslung bringt in die Eintönigkeit die Fülle von Zusammenlegungen, in denen die häufigsten Namen vorkommen, und bei denen die besondere Art des Gewerbes, der Bohnsitz, wohl auch Eigenschaften eine Rolle spielen. Da gibt es den Hammerschmidt, den Bergschmidt, Goldschmidt, Silberschmidt, Obermeyer, Thalmeier, Cronmeyer, Klee-meyer, Wertelmeier, Schürmayer usw., Bruchmüller, Windmüller, Seemüller, Schottnüller, Klingmüller usw. Als Ergänzung zu den Gewerbenamen sind die den Werkzeugen und Geräten sowie der Kleidung entlehnten Namen zu erwähnen; unter denen, die sich noch heute finden, seien Degensoh, Art, Pflug, Spannagel, Harnisch, Weiskermel, Mehlhose genannt. Neben das Wort „Der Mensch ist, was er ist“ könnten wir auch das zweite setzen: „Der Mensch heißt nach dem, was er ist — und trinkt“. Denn noch häufiger als die Speisen spielen bei der Namengebung die Getränke eine Rolle. Und wenn Feinge und sein Fortsetzer vier Namen mit Fleisch, vier mit Brot, zwei mit Braten anführt und ihnen je vier mit Wein und mit Bier gegenüberlegt, so haben wir ganze Duzende dieser süßigen Namen im Berliner Adreßbuch gefunden, verständige und unverständige, wie Bierfreund, Biermann, Bierhasen, Bierbach, aber auch Bierbaum, Weinwurm usw.

Nach der Herkunft und der Wohnstätte gaben sich sodann unsere Vorfahren ihre Familiennamen; zuerst kam diese Art der Namengebung bei dem Adel auf, verbreitete sich aber bald auch bei den nicht ritterlichen Leuten. Teils finden wir hier ganz allgemeine Angaben der Herkunft, teils Namen, die von bestimmten Orten herrühren. So haben wir die Namen Paier, Pommer, Sachs, Schwager, Voigtländer usw., dann die Färstenau, Delbrück, Birkenfeld, Hundesbagen, die Ambach, Zumbusch usw. Eine spätere Reihe solcher Namen kam durch die Verordnung auf, das auch die Juden sich Familiennamen geben mußten; in Oesterreich geschah es unter Joseph II., in Preußen durch Hardenbergs Edikt vom 12. März 1812. Viele wählten einfach den Heimort als Familiennamen, wie Kassel, Wien, Speier, Berlin, dazu kamen Hildesheimer, Meiseritzer, Stettiner usw. Die mannigfachen Ursachen haben eigentümliche Namen hervorgebracht, darunter zuweilen auch harmloser oder böshafter Scherz der Behörden und Mißverständnisse.

Haben wir bisher von mehr äußeren Elementen bei der Namengebung geredet, so müssen wir jetzt auf die Eigenschaften des Menschen als Elemente, aus denen er seinen Namen wählt, angeben. Freilich werden hier auch die rein äußerlichen Eigenschaften des Körpers sowie die Körperteile herangezogen: nicht selten kommen die Namen Groß und Klein, Kurz (e) und Lang (e) vor; dazu z. B. Finger und Zusammenlegungen mit Haupt (Breithaupt, Rauchhaupt), Kopf (Großkopf), Haar (Wedhaar), Bein (Krummbein und Langbein). Nach geistigen Eigenschaften sind Klug und Weise, nach sittlichen Gottgetren, Wolzogen (wohlerzogen) genannt.

Zum Schluß müssen wir noch eine eigentümliche, aber recht häufige und vom Laien meist nicht erkannte Namenform nennen, die Sagenamen, die aus kurzen Sätzen befehlender Art zusammengeschoben wurden. In dem Gulespiegel erkennen wohl wenige den Ihs! (sege, lehre) den Spiegel, der Suchenwirt ist aus Such den Wirt entstanden. Wir nennen wieder nur einige noch vorkommende Namen: Hasenpflug—Hag den Pflug, Griesenkerl—Greis den Kerl, Schmiedebier und Weibtreu, Trintaus, wo der Imperativ wohl noch allgemein zum Bewußtsein kommt.

Wir haben unseren Gang durch das Gebiet der deutschen Familiennamen etwas rasch machen müssen, aber auch so wird der Leser gemerkt haben, wieviel von unserer Geschichte, Kulturgeschichte, Weltanschauung in den Namen seinen Niederschlag gefunden hat.

Dr. Richard Böhm e.